

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 4

Artikel: Faust und die Technik
Autor: Steinen, Wolfram von den
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FAUST UND DIE TECHNIK

VON WOLFRAM VON DEN STEINEN

Faust erschien den nachgoethischen Deutschen als der Träger ihres neuen, expansiven Jahrhunderts. Machte der Fortschritt mit seinen allumwälzenden Leistungen den Inhalt der Zeit aus, so wurden die dahinterstehenden Kräfte menschlich am ehesten in der Gestalt des Faust erfassbar: das Hinausstreben über alles Gegebene, die tiefe Erdenunruhe, die Unfähigkeit, bei irgendeinem Genuß haltzumachen, nebst dem Ehrgeiz, nichts nicht versucht zu haben, aber in alledem auch der dunkle Drang zum Höheren, die innere Ueberzeugung, trotz aller verfehlten Schritte auf dem rechten Wege zu sein; dazu am Schlusse (war das nicht des Dichters letzte Meinung?) der Ausgleich aller Fragwürdigkeiten in tüchtigem Wirken, im Einsatz für die Menschheit.

Goethe selber hatte den Faust, soweit er ihm glich, früh in sich gebändigt. Aber glichen die Menschen des Fortschritts, die Gebieter des Eisens und der Kohle, wirklich so seinem Helden, wie die meisten annahmen? Gleich in der ersten Szene ließ sich Fausts Absage an die vier Fakultäten, seine Hinwendung zum Geisterreich und Lebensgeheimnis nur sehr ungefähr mit dem Erkenntnisstreben der modernen Wissenschaft zusammenbringen. Denn sosehr diese über alle Grenzen hinaustastet und die Macht will, auch alles Kleben an Schulmeinungen verwirft, so fordert sie doch immer die objektive, allen zugängliche Erkenntnis, nicht die eines kühnen Einzelnen für sich allein, und hält deshalb genau wie jene alten Fakultäten auf die vorschriftsmäßige Methode, auf den exakten, nachrechenbaren Beweisgang. Das negative Faustwort, daß man der Natur nichts abzwängen wird, was sie dem Geist nicht offenbaren mag, mochte fortbestehn. Aber von dem Streben der Newton, Helmholtz, Einstein her gehörte gleich dahinter der antifaustische Folgesatz: *hat* Natur dem Geist etwas offenbart, dann allerdings wird er nicht ruhen und rasten, bis er's ihr auch mit Hebeln und Schrauben allestund abzwängen kann. In diesem Sinne schrieb ein Dubois-Reymond, daß Faust, statt an den Hof zu gehn, ungedecktes Papiergeld auszugeben und zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, besser getan hätte, Gretchen zu heiraten, sein Kind ehelich zu machen und Elektrisiermaschinen und Luftpumpen zu erfinden. Sic.

Außerdem muß aber wohl gesagt werden, daß die ganze urfaustische Fragestellung im Fortgang und zumal in der Tragödie zweitem Teil

sich abwandelt. Hier regiert durchaus nicht mehr der sogenannt-faustische oder titanische Drang ins Uebermenschliche hinaus, der Drang, die makrokosmischen Kräfte zu enthüllen, zu erleben, zu meistern: vielmehr der rückatmende Drang, im All sich selbst zu finden und zu gestalten; gegen die Erdengrenzen nicht anzurennen, sondern innerhalb ihrer die Schönheit zu sehn und durch eigne Tat heimisch zu werden.

Aus diesem Kreise sprach zur nachgoethischen Zeit (den Mitlebenden blieb ja der Zweite Faust versiegelt) am meisten der letzte Zug: durch zielvolles Handeln sich selbst nach Möglichkeit zu erfüllen. Müde war man nun der weltlosen Geistigkeit, wie etwa ein junger Hörer der Philosophie sie ausgesprochen hatte: Wie die Welt sein sollte, weiß ich nun; es lohnt nicht zu wissen, wie sie ist. Es war, wie wenn in solch einem Worte ein ganzes Zeitalter des Denkens, Dichtens, Träumens die Larve vom Gesicht nähme; da doch in Wahrheit nur schlaffe Epigonik daraus sprach. Im Protest dagegen grüßten nun die Nachlebenden den fast schon entfremdeten Alten von Weimar, daß er nach dem großartig hinausstürmenden Faust seiner Jugend nun die letzten Blicke auf energisch-fortschrittliche Unternehmungen richtete. Eine Huldigung vor der Technik.

Seltsam, wenn Goethe so ganz hiermit übereinstimmte: als der zwar immer widerstritt, wenn die Philosophen ein Sollen gegen das Sosein setzten, der aber auch im Handeln alles Absolute verwarf.

Die Technik begleitete Goethes langes Leben. In Deutschland sah er sie von unklaren Ansätzen bis zu einem Stadium des Selbstbewußtseins anwachsen, das, zwar gegen England immer noch kindlich, dem nachfolgenden steilen Aufstieg den Boden bereitete. Sich selber technisch zu beschäftigen war damals jeder veranlaßt, der irgendwo ins Praktische eingriff: für jeden Theatereinfall, für jeden physikalischen Versuch mußte man sich die Behelfe selber mit verständigen Handwerkern schaffen. Goethe war schon vom Vater her in solche Arbeit eingeführt; später brachten ihn seine Staatsämter, die besondern Interessen seines Herzogs, aber auch eigene Neigungen auf unzählige technische Bemühungen. Allein die 1739 ersoffenen Silberbergwerke von Ilmenau neu in Gang zu bringen und zu halten kostete ihn zwanzig — zuletzt doch vergebliche — Jahre: und das ging nicht mit Schreibtischverordnungen und Bücherstudien, sondern mit Anweisen und Zugreifen an Ort und Stelle, meist unter Tag. So war Goethe mit eigener Verantwortung an Salinen, an Wasserbauten, an Hoch- und Straßenbauten beteiligt, ihn beschäftigte das weimarische Textilgewerbe (zumeist Strumpfwirkerei), er befaßte sich mit Papiererzeugung, mit Spiritusfabrikation, mit Stählung von Eisen, mit Leuchtgas, mit Zentralheizung und so fort, von mehr wissenschaftlichen Arbeiten

nicht zu reden. Das technische Schulwesen im Großherzogtum unterstand seiner Leitung. In den 1780er Jahren bemühte er sich aus eigenem Drang um Heißluftballons und wurde hierin von Montgolfier überholt; noch nach Jahrzehnten notierte er «einigen Verdruß, es nicht selbst entdeckt zu haben».

Dies alles ordnete sich frei und klar in Goethes Tage ein. Es handelte sich entweder um vorhandene Staatsaufgaben, die ihren Sinn aus dem bejahten Ganzen bekamen oder, wie bei Leonardo da Vinci, um Wege zur Erkenntnis, um allseitige Lebensmeisterschaft. In keinem Augenblick löste sich die Technik aus dem Rund, und allein der Grenzfall des Luftballons deutet inmitten dieses nüchtern-wachen Zugreifens auf die Träume des Faust von schwerelosem Hinfliegen im blauen Raum: O daß kein Flügel mich vom Boden hebt...! Aber grade hier unterschied der Dichter nicht ohne Spott die Technik von dem inneren Bilde. Der Luftballon nämlich ist kein Flügel, er gehört zu Mephistos Künsten:

Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns geschwind von dieser Erde...

Nicht so werden Urträume zur Wirklichkeit! Und so tragen fast alle Äußerungen Goethes über Technica eine stille Abgrenzung oder Ironie in sich, einige mündliche ausgenommen, die durch naive Hörer aufgezeichnet sind. Nur dann griff er darüber hinaus ins Große, wenn er vom Erfinden «im höheren Sinne» sprach als einem geistigen Ereignis, das so alt ist wie die Kultur; das hat mit jener ausbeutenden Technik nichts zu tun, wie sie seit dem 18. Jahrhundert emporkam. «Alles», so heißt es da, «was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühls, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.»

Immerhin kennt auch die rein praktische Technik ein Handeln, das über alle besondern Hilfsmittel hinweg seinem Wesen nach den Jahrtausenden angehört: wenn der Mensch gegen die rings angreifende, dumpf elementarische Welt sich selbst gemäß seiner lichtereren Natur behauptet. Ein ureinfaches Beispiel gab Goethe, als zu Anfang 1784 das stets von der Saale bedrohte Jena durch Hochwasser der Vernichtung nahekam. Den ganzen Sommer über arbeitete er da, durch klug angebrachte, mit bescheidensten Mitteln ausgeführte Verbauungen die Stadt neu zu sichern, und ein paar Jahre später regelte er den

gefährlichsten Flußarm, der alljährlich schönste Wiesen verkieste, durch eine Umleitung. Von den Anrainern wurde dabei ein freiwilliger Beitrag erhoben, der sich bald reichlich auszahlte, als die Kiesebenen sich in üppige Weiden verwandelten. Unzufrieden blieben freilich jene, die den Beitrag mißtrauisch verweigert hatten und nun am Grasland keinen Anteil bekamen.

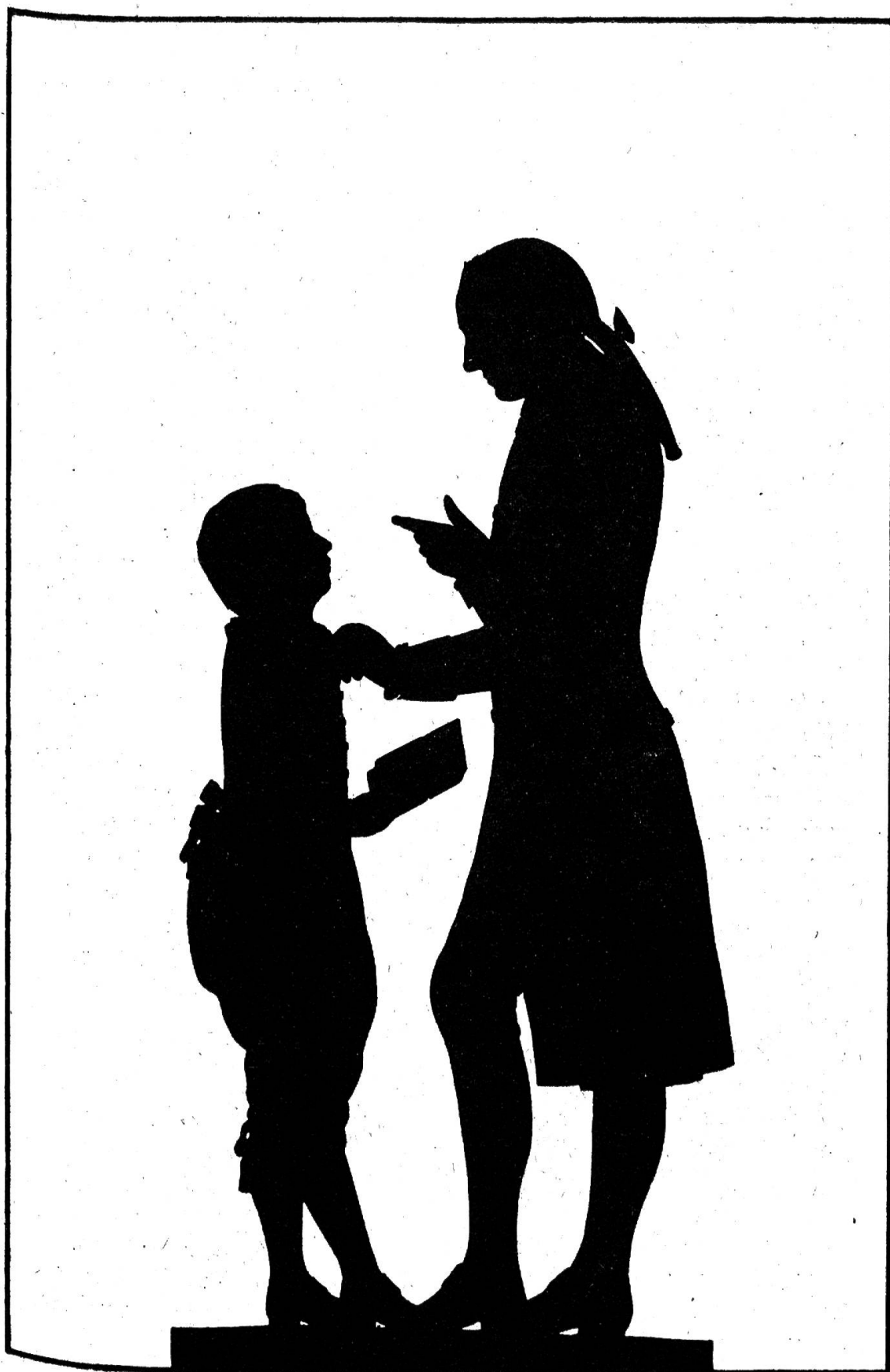
Sofort sieht man von hier die Linie zum Schlußakt des Faust grade emporsteigen, und es ließe sich etwa noch einfügen, daß Goethe an den Damm- und Hafenbauten Napoleons lebhaften Anteil nahm oder gegen Eckermann sich gelegentlich in Kanalprojekten erging: er dachte an einen Suezkanal (wie Necho ihn schon vor zweieinhalb Jahrtausenden versucht hatte), einen Rhein-Donaukanal (um den schon Karl der Große sich bemüht hatte) und nun auch, leicht begreiflich, an einen Panamakanal. Man sieht, das war nur dem Scheine nach modern. In Goethes tiefem Weltbewußtsein lag es, was erst im folgenden Jahrhundert durch die nachgrabende Wissenschaft deutlicher herauskam: daß mit Werken grade dieser Gattung alles, was man Staat und Kultur nennt, seinen historischen Anfang nahm, einst im vierten vordchristlichen Jahrtausend am Euphrat und Nil, dann am Indus und Jangtse.

Daher also der Krönungsgedanke des Faust: nicht dem Fortschritt — den eurasischen Kulturäonen gehört er zu! Der Versuch, dem hohen Meer Land abzugewinnen, klingt rein gedanklich nach Hybris: doch genauen Sinn gewinnt er aus des Dichters Worten. Das Meer war allezeit für die Binnenländischen das Sinnbild des Chaos, schon im Alten Testament und noch zuvor bei den Babyloniern. Das flache Heranschleichen der ewig unfruchtbaren Flutwellen übers schöne Uferland erregt, ja ängstet nun den Faust nicht anders, als

wie der Uebermut
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls versetzt.

So steht Kosmos gegen Chaos bis in die Seele hinein, und grade Goethe kannte tief in der eignen Seele den Drang, diese flache Welt zu überfluten, kannte die tägliche Notwendigkeit, dem Chaos in entsagender Mühe Schöpfung um Schöpfung abzuringen. Nicht will also Faust sich als Herren fühlen, nicht die Natur knechten, nicht einmal zuvörderst der Menschheit nützen, sondern echte Freiheit gegen zuchtloses Toben, Maß gegen Unmaß, Hoheit gegen dröhnende Flachheit setzen und in diesem Sinne denn Tat und Herrschaft gegen das Immergleiche, Alleinebnende zu ihrem Rechte bringen.

Da herrschet Well auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück, und es ist nichts geleistet.



1781—1782. Goethe mit Fritz von Stein

Jede Höhe ist dieser blinden Masse unerreichbar, alles Hohle saugt sie an.

Der praktische Verstand sieht die Natur gern als bloßes Objekt, das zu seinem Nutzen da ist; wo nur eine Quelle aufspringt, fragt er sich, was er mit ihr machen könne. Der rousseauische Romantiker hingegen sieht den Menschen als den Verderber der Natur; er preist die unberührten Wälder, Inseln, Firne und Seelen. In dem weiten Zwischenraum zwischen diesen beiden Extremen vollzog sich stets das geschichtliche Leben, nur daß sich seit dem 17. und ganz besonders im 19. Jahrhundert der Schwerpunkt beisspiellos nach der Seite des Machens hin verlagerte: grade das hat erst die romantische Gesinnung als hilflosen Gegenschlag ausgelöst. Goethe nun, die Klassik überhaupt, steht jenseits dieser Extreme. Wenn der Mensch der Erdenatur angehört, und zwar als ihr höchstes Geschöpf, dann kann er, solange er sich gleicht, die Natur gewiß nicht verderben, im Gegenteil, er vollendet sie. So weit also widerstreitet die Klassik der romantischen Flucht ins Unberührte, und ohne weiteres hat sie das für sich, daß niemand seinen Garten dem Unkraut, seine Hütte dem Ungeziefer überlassen mag. Kampf des Geistes gegen die umgebende Natur ist dem Menschen als Notwendigkeit auferlegt. Aber das heißt nun für Goethe nicht, daß der Kampf ins Grenzenlose gehe und der Mensch nur sein Belieben, seinen eben errechenbaren Vorteil zu setzen habe. Wo ist das Maß?

Die Tragödie gibt ihre Antwort. Erst nachdem er an Helena die vollkommenste Schönheit erfahren, eine irdisch-überirdische Norm gewahrt hat, geht Faust ans Werk. Mehr: hatte er bislang das Werk als ewig unzulänglich verachtet, so wird es ihm nun kraft der neuen Erfahrung zur echten Notwendigkeit. Er schafft nicht ins Grenzenlose hinaus, sondern setzt ein Gleichnis des Höchsten. Wie seine planenden Worte gleich nach der Rückkehr von Griechenland den Kampf gegen das Chaos, gegen blinde Masse und zerstörenden Trieb als Aufgabe setzten, so blicken seine letzten Lebensworte auf ein kosmisch sinnvolles Dasein: er nennt die Menge, die «die Erde mit sich selbst versöhnet», er sieht eine ganze Menschheit, die im immer neuen Kampfe mit der Unterwelt «nicht sicher zwar, doch tätig-frei» wohnen werde, und wünscht sich als Größtes das, was Solon erschuf, was in Perikles, Sophokles, Pheidias einmal da war: auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.

Nimmt man nun freilich Helena und was ihr alles zugehört aus der Tragödie heraus, so ist der Faust des letzten Aktes von irgendeinem Großunternehmer des 19. Jahrhunderts nicht leicht zu unterscheiden. Der technisch bestimmte Mensch will die Wasserbauten der Sumerer, der Altniederländer oder auch Fausts grundsätzlich für das gleiche

ansehen wie eine Maschinenfabrik, wobei er allerdings nicht recht erklären kann, wieso seine Maschinen nie und nirgends als in der abendländischen Neuzeit aufkamen, und auch wohl bedauern muß, daß Goethe kein fortschrittlicheres Symbol für seine Tragödie gewählt hat. Dieser Menschentyp leugnet eben jedes Maß, das dem Denken und Handeln eine Mitte und damit auch natürliche — nicht mathematisch abgezielte — Grenzen setzt. In der Tat kann kein selbstgerechter Verstand solche Maße beweisen. Um so mehr bedeutet es für jede Einsicht in die Geschichte und also in den Menschen selber, wenn solche Maße in andern Zeiten und hier vornehmlich bei Goethe aufscheinen.

Goethe sagte nie so etwas wie: Polder dürfen sein, aber Eisenbahnen sind zu viel. Das wäre eben ein Abzirkeln. Er stellte gelegentlich sogar eigens fest, daß die Dampfmaschinen nicht zu dämpfen seien. Wohl aber blickte er auf eine Mitte menschlicher Freiheit und Würde, und von da aus gab er Faust recht, wenn er tausend Arbeitern zu gutem Plan den Spaten in die lebendige Hand drückt; von da aus wehrte er die Maschinentchnik von sich ab und wünschte der Jugend, an die sie sich herandrängte, mäßigen Sinn, «um weder unverhältnismäßige Forderungen an die Welt zu machen noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen». Es ist deutlich, was das sagen wollte, so negativ die Worte gesetzt sind. Die Kraft, sich so gegen die Welt zu erhalten, konnte nur aus einem Ja kommen; ein Ja hatte Goethe in Straßburg und gar in Rom, hatte Faust in Hellas gewonnen.

Unmaß drohte auch dann. Das Tantalosrätsel Iphigenies, das Manfredrätsel Byrons stieg dem greisen Goethe mit neuem Antlitz auf, als er Faust im selbstgegründeten Palast fruchtbar wirkend vor sich sah. Faust träumt von Segen, den er «vielen Millionen» schaffen will: gibt es das unter Sterblichen? Es ist wohl nicht Zufall, daß sie bereits sein enges Grab graben, während er das überweite Wort spricht. Kein Mensch lebt, ohne zu töten, und gar wer Großes schafft, tut es um schlimmen Preis. Philemon und Baucis raunen von blutigen Menschenopfern, nächtig für die Rückdämmung der Fluten dargebracht: vermutlich ein Wahngedanke des kleinen Volkes; aber dahinter steht ein Urwissen um das, was für solche Menschentat gefordert wird. Die Weisen der Vorzeit hätten hier gesagt: grade weil Faust den Segensgeistern keine willige Sühne für sein Werk darbietet, zwingen ihn die Fluchgeister zu Opfern, die er nicht will. Jedenfalls wird der Erfolg selber so sehr Herr über Faust, daß er die kleinste Hemmung nicht mehr ertragen kann:

Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,

Verderben mir den Weltbesitz!

So spricht keiner, der die Erstlinge auf den Altar legt. Und so flammen die Letztlinge, die unschuldigen Alten, nun wirklich als Men-

schenopfer zum Himmel auf, «ein leichtes Gewölke», wie das alte Parzenlied grausam sang.

Dieser Vorgang hat die klugen, milden Verwöhnten der Folgezeit mehr erschreckt als all jene Abgründe, auf denen ihr eigenes Dasein sich hinließ. Daß sie seit vier Jahrhunderten in allen Erdteilen Sklaverei und Mord, Pulver und Gift verbreiteten, das feierten sie als Triumph ihrer Kultur, sintemal sie selber davon reich wurden und es für die Farbigen doch nichts Höheres geben könne, als ihnen Fronarbeit zu leisten. Daß in ihren eignen Fabriken Unzählige verkamen, das bedauerten sie als eine vorläufige Notwendigkeit, die Urenkel würden um so glücklicher sein. Daß auf ihren Straßen Tag für Tag Hekatomben blutiger Menschenopfer ihren Fahrmaschinen vorgeworfen wurden, Kinder und Greise, das gab ihnen Anlaß zu polizeilichen und technischen Maßnahmen, im übrigen fand kein Priester und kaum ein Denker etwas dabei. Daß aber der Dichter in unerbittlicher Besinnung jenes schlichte Urbeispiel vor sie hinstellte, das störte sie. Das bedrohte gar sie selber mit den Grauen Weibern der Tragödie — Mangel, Schuld, Sorge, Not . . .

Tatsächlich enthüllt Faust grade hier ein uraltes Menschengesetz (denn, Mephisto weiß es, Naboths Weinberg war schon da), und nicht der Dichter hat es zu verantworten, wenn jene klugen Selbstverwöhner es in den neuen Jahrhunderten zu nie dagewesener Geltung brachten. In seiner bleicheren Welt sang hier Goethe den berühmten Chor des Sophokles weiter, daß nichts furchtbarer ist als der Mensch. Furchtbar ist dies Wesen, weil es dem Verhängten trotzt und sich mit seinen Fünden über das ewige Kreisen setzt:

Und der Götter oberste, die Erde,
Die unverderblich-unermüdete — er
Reibt sie auf mit dem furchenden Pfluge
Von Jahr zu Jahr,
Zerwühlt sie mit dem Rossegeschlecht. — —
Ein Weises, das Helfende
Der Kunst, bis über die Träume
Ist es sein; zum Bösen aber drängt
Einmal er, ein andermal zum Edlen.
Wenn er der Scholle Gesetz ehret
Und was Götter als Recht fügten,
Hochgesittet: ungesittet, wenn das nicht Schöne
Er seinem Wagnis zulieb mitnimmt.
Nicht sei am Herde mit mir
Noch denke richtig für mich,
Wer es so treibt.